

Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte.

Von

FERDINAND RUDIO und CARL SCHRÖTER.

47. Die Eulerausgabe (Fortsetzung¹).

Zu dem letztjährigen Referate ist leider nur wenig hinzuzufügen. Im Anfange des Jahres 1918 konnte in der Druckerei noch langsam weiter gearbeitet werden, sodass die beiden Bände I₆, Algebraische Abhandlungen, herausgegeben von F. RUDIO und P. STÄCKEL, und II₁₄, Ballistische Arbeiten, herausgegeben von F. R. SCHERRER, wenigstens etwas gefördert werden konnten. Seit Ende April ruht aber die Arbeit in der Druckerei vollständig. Doch war die Redaktion deswegen noch nicht zu Untätigkeit verurteilt. So wurde z. B. die unfreiwillige Pause dazu benutzt, um die Druckvorlage zu EULERS klassischem Werke *Introductio in analysin infinitorum*, herausgegeben von A. KRAZER und F. RUDIO, fertigzustellen. — Hoffen wir nun, dass mit dem Friedensschlusse wieder ein günstiger Stern über unserem grossen internationalen Unternehmen leuchten möge.

48. Nekrologe.

Konrad Rahn (1828—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1854)

In der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1918 starb in der Winkelwiese in Zürich Dr. med. K o n r a d R a h n.²) Während sein Vater, der in Zürich seinerzeit sehr bekannte Arzt Dr. R a h n - E s c h e r, im Straussenhandel lebhaft hervorgetreten war und so zu Zeiten am öffentlichen und politischen Leben seiner Vaterstadt starken Anteil genommen hatte, zog es den Sohn mehr zur schlichten Arbeit in seinem Beruf und zur Mitwirkung an stilleren Werken der Gemeinnützigkeit. Wie lang deshalb sein Leben auch gewesen ist — er starb nur 3 Tage vor vollendetem 90. Lebensjahr —, so ist doch Dr. K. R a h n wenig öffentlich hervorgetreten. Auch sonst verlief

¹) Siehe die Notizen 45 (1917), 43 (1916), 41 (1915), 38 (1914), 36 (1913), 34 (1912), 32 (1911), 29 (1910), 26 (1909), 24 (1908), 22 (1907).

²) Mit gütiger Erlaubnis der Redaktion abgedruckt aus der «Zürcher Wochenchronik» vom 26. Januar 1918.

sein Leben nach aussen still. Und in den letzten Jahren drängte ihn die zunehmende Schwäche erst recht in die Stille. Er hat aber trotzdem viel Gutes gewirkt und viele sind ihm dauernd dankbar geblieben für das, was sie durch ihn empfangen haben. Dr. Rahn wurde in Zürich geboren am 15. Januar 1828 und genoss im Hause seiner Eltern, des schon genannten Dr. Hans Konrad Rahn und seiner Gattin, der Frau Anna, geb. Escher vom Glas, eine sorgfältige Erziehung. «Ich war,» so schreibt er selbst in hinterlassenen Lebenserinnerungen, «gesund aber zart, sehr empfindlich, schüchtern und leicht erregbar.» Als Knabe durchlief er zuerst die hiesigen Stadtschulen und dann das Gymnasium und wandte sich nach wohlbestandener Maturität dem Studium der Medizin an hiesiger Hochschule zu, was um so näher lag, als eben schon Vater und Grossvater sehr geachtete Aerzte gewesen waren. Im Herbst 1850 legte er sein Staatsexamen ab und promovierte gleich nachher, so dass er mit 22½ Jahren schon wohlbestallter Doktor der Medizin war. [Seine Inauguraldissertation, die aus dem physiologischen Laboratorium von Karl Ludwig hervorgegangen war, ist betitelt: Einiges über Speichelsekretion, Zürich 1850. Bald darauf hat dann Rahn in Nr. 63 der «Mitteilungen der Zürcher naturforschenden Gesellschaft» eine weitere physiologische Arbeit veröffentlicht unter dem Titel: Untersuchungen über Wurzeln und Bahnen der Absonderungsnerven der Glandula parotis beim Kaninchen, eine Abhandlung, die M. von Frey gleichzeitig mit zwei Arbeiten von K. Ludwig und E. Becher in die bekannte Ostwaldsche Sammlung «Klassiker der exakten Wissenschaften» (Nr. 18, Leipzig 1890) aufgenommen hat.] An diese Zeit schlossen sich Studienreisen, die ihn während der folgenden drei Jahre nach Wien, Prag, Paris und London und nachher auch noch nach Italien führten. Dann liess er sich in seiner Vaterstadt, im Haus zur «Kleinen Schelle» am Rennweg, als praktischer Arzt nieder mit dem Wunsche, seinem Vater in Ausübung des Berufes ein Gehülfe zu sein. Und er war ihm ein treuer Gehülfe. Am Vater hatte er zugleich das trefflichste Vorbild und zog aus seiner Erfahrung für sich selbst reichen Gewinn. Gross ist seine Praxis indessen nie geworden. Natur und Veranlagung zogen ihn ohnedies mehr zu den Armen. So gründete er im Verein mit Dr. Adolf Nüscheler und seinen Verwandten Heinrich Landolt und Eduard Meyer die noch bestehende Allgemeine Krankenkasse und wurde auch deren erster Arzt. Da hat er aber viel getan und im stillen auch mit offener Hand geholfen, wo immer ihm Not entgegentrat. So wurde er ungesucht an vielen Orten zum Hausfreund. Daneben war Dr. Rahn im Vorstand der Kleinkinderschulen der inneren Stadt, in der Aufsichtsbehörde des Burghölzli und der medizinischen wie der kantonalen Bibliothek, war Mitglied der eidgenössischen Medizinalprüfungen, bis das zunehmende Alter ihn zwang, sich mehr und mehr zurückzuziehen. In den 50er und 60er Jahren war er auch Schwadrons- und Bataillonsarzt und anno 71 Platzarzt für die Internierten. Durch eine Reihe von Jahren war er als Nachfolger seines Vaters Präsident der Zunft zum Widder.

In glücklicher 38-jähriger Ehe war er mit Luise geb. Meyer, Tochter des Herrn Meyer-Biedermann, verbunden und genoss hier

reiche geistige Anregung. Das einzige Söhnlein, das den Eltern geschenkt wurde, starb leider zum Schmerz der Eltern schon mit 7 Jahren.

Im Charakter des Entschlafenen trat das Gemüt zurück. Er war mehr Verstandesmensch. Er war eine ruhige und nüchterne Natur und konnte sich schwer zu andern äussern über das, was ihn innerlich bewegte. Seine ganze Art hatte etwas durchaus Schlichtes. Aus sich selbst hat er nie etwas gemacht und für sich selbst auch nichts gewollt. In allem aber hatte er etwas Edles und war immer bereit zu dienen, wo er konnte. In seinem Wesen verkörperte er gute Zürcher Art.

Sein Lebensabend war sehr still. Bis in die letzten Jahre hinein verfolgte er zwar mit Interesse die Fortschritte auf dem Gebiet der Medizin und las auch gerne belletristische Sachen. Wer ihn in seiner Wohnung besuchte, traf ihn fast regelmässig in seiner sonnigen Stube, von deren Wänden die Ahnenbilder grüssten und wo die Bücherregale stunden, versunken in irgendein interessantes Buch. Aber die früher regelmässigen täglichen Ausgänge wurden doch kürzer, bis sie zuletzt ganz aufhören mussten. Dann ist er entschlafen, ein müder Mann, sich freuend auf «den Heimgang».

Mit Konrad Rahn verschwindet ein Name aus dem Mitgliederverzeichnis der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, der dieses seit 1746, also seit der Gründung, in ununterbrochener Folge geziert hat. Eine so ungewöhnliche Erscheinung bedarf einer besonderen Behandlung, und so glauben wir, uns mit dem soeben zum Abdrucke gebrachten Nachruf aus der «Zürcher Wochenchronik» nicht begnügen zu dürfen.¹⁾

«Durch Jahrhunderte hinauf glänzt der Namen des Rahnschen Geschlechtes in den Jahrbüchern des Vaterlandes» Mit diesen Worten begann einst der in den «Monatlichen Nachrichten» veröffentlichte Nekrolog auf den 1786 gestorbenen Ratsherrn Johann Heinrich Rahn (1709 bis 1786), der zusammen mit Johannes Gessner unsere Naturforschende Gesellschaft gegründet hat. Der Grossvater dieses Ratsherrn war der berühmte Mathematiker Johann Heinrich Rahn (1622—1676), von dem gleich die Rede sein soll. Wiederum dessen Grossvater Johann Rudolf Rahn (1560—1627) war Bürgermeister von Zürich und war 1622 wegen der Bündner Unruhen zur Zeit des Jürg Jenatsch als Gesandter zu Ludwig XIII. abgeordnet. Von seinen beiden Söhnen Johann Heinrich (1593—1669) und Johann Rudolf (1594—1655) bekleidete jeder, der ältere nach des jüngeren Tode, die Bürgermeisterwürde. Des älteren Sohn war der vorhin genannte Mathematiker. Auch dieser leistete seiner Vaterstadt in verschiedenen höheren Stellungen wertvolle Dienste. Schon mit zwanzig Jahren Mitglied des Grossen Rates war er der Reihe nach Landvogt auf Kyburg, Mitglied des Kleinen Rates, Obervogt von Küsnacht, Oberzeugherr und endlich Seckelmeister. Daneben wurde er wiederholt mit Gesandtschaften an ausländische Regierungen betraut. Dass sein Name auf die Nachwelt gekommen ist, verdankt er aber weniger seiner politischen Tätigkeit als vielmehr seinen wissen-

¹⁾ Siehe die leider noch unvollendete «Chronik der Familie Rahn» begonnen von C. Keller-Escher.

schaftlichen Arbeiten und unter diesen ist an erster Stelle zu nennen seine «Teutsche Algebra», die 1659 in Zürich erschienen ist. Das treffliche Werk, von dem 1668 T. H. B r a n c k e r unter Mitwirkung von J. P e l l eine englische Uebersetzung besorgte, hat in der Geschichte der mathematischen Wissenschaft eine grosse Rolle gespielt. Es war, um nur eines hervorzuheben, das erste, das eine Faktorentafel enthielt, und zwar eine bis zur Zahl 24 000 aufsteigende. In der englischen Ausgabe dehnte Pell diese Tafel bis zu 100 000 aus und heute besitzen wir sogar Tafeln, die bis 10 000 000 reichen.

Ein Enkel des Mathematikers war also der bereits genannte Ratsherr, ein vielbeschäftigter Arzt und Staatsmann, der die eigentliche Anregung zur Gründung unserer Naturforschenden Gesellschaft gegeben hatte und der während der ersten vier Jahrzehnte zu ihren eifrigsten Mitgliedern und Förderern gehörte. Er war auch literarisch tätig, namentlich auf dem Gebiete der Balneographie, wie die «Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft» (1761—1766) bekunden.

Sein Sohn H a n s K o n r a d (1737—1787), Arzt und Examinator, als Mitglied unserer Gesellschaft auch Mitarbeiter an den eben genannten «Abhandlungen» — gemeinsam mit seinem Vater und anderen Aerzten schrieb er z. B. über die Wirkung der Fieberrinde — hat sich besonders dadurch ein bleibendes Verdienst erworben, dass er zusammen mit seinen Freunden, dem Chorherren S a l o m o n S c h i n z (1734—1784) und dem Chorherren und «Pfalzgraphen» J o h a n n H e i n r i c h R a h n (1749—1812) im Jahre 1782 das berühmte Medizinisch-chirurgische Institut gründete. Dieses Institut hat trotz seinem privaten Charakter — erst von 1804 an erhielt es eine bescheidene staatliche Unterstützung — ausserordentlich segensreich gewirkt. Beinahe alle Aerzte des Kantons Zürich von jener Zeit an bis zur Gründung der Universität im Jahre 1833 haben ihre medizinischen Studien an diesem Institute teils begonnen, teils vollendet. Im Jahre 1833 hat es sich dann in die medizinische Fakultät der Hochschule aufgelöst.

Des Examinators Sohn D a v i d R a h n (1769—1848) hat als Arzt mehr als ein halbes Jahrhundert lang seiner Vaterstadt gedient. In Anerkennung der Verdienste, die er sich in den Kriegsjahren bei der Errichtung von Militärlazaretten erwarb, wurde ihm 1803 die Stelle des Polieters und 1817 diejenige des Archiaters übertragen. R a h n war der letzte, der dieses Amt bekleidet hat, mit der Stiftung der Hochschule wurde es aufgehoben. Aber nicht nur als praktischer Arzt, auch als Lehrer und Mitglied verschiedener Institute und Behörden war R a h n tätig. In unserer Gesellschaft bekleidete er mehrere Jahre hindurch das Amt des Sekretärs. Dem Medizinisch-chirurgischen Institute gehörte er als einer seiner beliebtesten und geachtetsten Lehrer von 1793 bis 1833 an. Als Mitglied des Erziehungsrates und der Gesundheitsbehörde erzwang er eine Reihe wichtiger Reformen, die sich auf die Ausübung der ärztlichen Praxis bezogen. Auch führte er 1810 die Errichtung einer Kantonsapothek herbei.

Von 1823 an übte D a v i d R a h n seine Privatpraxis gemeinschaftlich mit seinem Sohne H a n s K o n r a d (1802—1881) aus, um sie ihm dann gegen Ende seines Lebens ganz zu überlassen. Es ist selbstver-

ständig, dass auch Hans Konrad unserer Gesellschaft angehört hat. Seinem Interesse für diese gab er noch durch eine letztwillige Verfügung freundlichen Ausdruck. Erinnert sei auch daran, dass er im Jahre 1827, als die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft zum zweiten Male in Zürich tagte, zugleich mit H. Locher-Balber die Geschäfte des Sekretariates besorgte.

Mit seinem Sohne Konrad Rahn (1828—1918), der kinderlos gestorben ist, ist nun eine Linie des Rahnschen Geschlechtes erloschen, die durch fünf Generationen hindurch der Stadt Zürich ausgezeichnete Aerzte und Gelehrte und unserer Gesellschaft treffliche Mitglieder geschenkt hat. Damit ist aber der Anteil dieser Familie an dem wissenschaftlichen, insbesondere dem medizinischen Leben Zürichs noch keineswegs erschöpft.

Der Mathematiker Johann Heinrich hatte sich schon mit zwanzig Jahren mit der sechzehnjährigen Elisabeth Holzhalb, einer Enkelin des Amtskollegen seines Grossvaters, des Bürgermeisters Leonhard Holzhalb, verheiratet. Aus dieser Ehe gingen nicht weniger als fünfzehn Kinder hervor, von denen zwölf den Vater überlebten und teils selbst, teils in ihrer zahlreichen Nachkommenschaft dem Geschlechte Ehre machten.¹⁾ Da ist zunächst zu nennen Johann Heinrich Rahn (1646—1708), der sich als Bibliothekar, Stadtschreiber, Seckelmeister usw., besonders aber durch seine in vier Foliobänden der Stadtbibliothek in Zürich geschenkte «Eydgenössische Geschichtsbeschreibung» verdient gemacht hat und der als ein Vorläufer des bekannten Bürgermeisters Johann Jakob Leu, des Herausgebers des «Schweizerischen Lexikons» (Zürich 1746—1766) zu betrachten ist. Ein anderer Sohn des Mathematikers, der Pfarrer zu Ottenbach Hans Konrad Rahn (1664—1744), war der Vater des wiederholt genannten Ratsherren Johann Heinrich Rahn (1709—1786) und damit der Begründer der einen bereits besprochenen Linie, die mit unserem Konrad Rahn jetzt erloschen ist.

Eine andere nicht minder berühmte Linie wurde von des Mathematikers Sohne Hans Rudolf Rahn (1669—1725), dem Pfarrer zu Rickenbach, gegründet. Ein Sohn dieses Pfarrers war der Chorberr und Archidiacon am Grossmünster Johann Rudolf Rahn (1712—1775), ein als Theologe wie als Sprachforscher gleich hervorragender Mann. Er war der Vater des bereits erwähnten und als Chorberr und «Pfalzgraf» bezeichneten Johann Heinrich Rahn (1749—1812), der von 1803 bis zu seinem Tode Präsident unserer Naturforschenden Gesellschaft gewesen ist, nachdem er ihr schon vorher dreizehn Jahre lang als Quästor und Vizepräsident gedient hatte. Von einer Hauptschöpfung dieses ausgezeichneten Mannes, dem Medizinisch-chirurgischen Institute, war schon die Rede. Rahn widmete sich dieser neuen Bildungsanstalt auch als Lehrer mit solcher Hingebung, dass er noch im Gründungsjahre 1782 einen ehrenvollen Ruf als Professor an die Universität Göttingen erhielt, den er aber ablehnte. Im Jahre 1788 gründete Rahn die Helvetische Gesellschaft korrespondierender Aerzte und Wundärzte, auch war er von 1798 bis 1800

¹⁾ Siehe R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, IV, p. 56.

Mitglied des helvetischen Senates. Von längerer Lebensdauer war die letzte seiner organisatorischen Schöpfungen, die heute noch blühende Medizinisch-chirurgische Kantonalgesellschaft, die er 1810 ins Leben rief. Neben seiner Lehrtätigkeit als Chorherr und als Lehrer am Medizinisch-chirurgischen Institut fand Rahn noch Zeit und Kraft zu ausgedehnter wissenschaftlicher Arbeit. Wie bedeutend diese gewesen ist, geht nicht nur aus der schon erwähnten Berufung nach Göttingen, sowie aus seiner Ernennung zum Mitgliede zahlreicher auswärtiger Akademien hervor, sondern am deutlichsten wohl daraus, dass ihm in Anerkennung seiner Verdienste von dem Churfürsten und Reichsverweser Karl Theodor die Pfalzgrafenwürde und die damit verbundenen Rechte verliehen wurden, «damit er die geschicktesten und verdientesten seiner Zöglinge, zur Aufmunterung der übrigen, mit dem Doktordiplom belehnen könne». Von den Titeln und Rechten, die ihm die neue Würde verlieh, hat Rahn indessen nur einen bescheidenen Gebrauch gemacht. Ausser einigen Medizinern sind vielleicht noch zwei oder drei Doctores philosophiae von Rahn kreiert worden. Unter diesen aber befand sich kein geringerer als Johann Gottlieb Fichte, der später so berühmte Philosoph.

Der Name Fichte führt uns zu einer neuen Linie des Rahn'schen Geschlechtes. Hartmann Rahn (1721—1795), ein Vetter des Pfalzgraphen und wie dieser ein Enkel des früher genannten Pfarrers zu Rickenbach, hat sich einen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert. Als Klopstock 1750 in Zürich weilte, veranstalteten ihm zu Ehren Hartmann Rahn, Hans Caspar Hirzel und andere gleichgesinnte Freunde und Freundinnen — es waren im ganzen neun Herren und neun Damen, alle aus den besten Familien Zürichs — jenes herrliche Fest, das durch Klopstocks Ode «Der Zürichsee» unsterblich geworden ist. Die damals angeknüpften Beziehungen wurden noch dadurch inniger, dass Hartmann Rahn bald darauf Klopstocks Schwester Johanna Viktoria heiratete. Dieser Ehe entspross eine Tochter Johanna Maria. Als sich nun Fichte in den Jahren 1788 bis 1790 als damals noch unbekannter Hauslehrer in der Familie des Gasthofbesizers Ott zum Schwert in Zürich aufhielt, wurde er mit der Familie Rahn bekannt und verlobte sich mit Johanna Maria. Nach einem Aufenthalt in Leipzig und Königsberg, wo er Kant persönlich nahe trat, kehrte er als berühmter philosophischer Schriftsteller 1793 nach Zürich zurück, wo er sich verheiratete und in dem darauf folgenden Winter eine Reihe von Vorträgen über die Kantische Philosophie veranstaltete. Noch in demselben Winter erhielt er einen Ruf nach Jena und vor seiner Abreise, am 17. März 1794, empfing er aus Rahns, des Pfalzgrafen, Hand das Diplom, in dem ihn dieser zum Doctor philosophiae kreierte.

Mit dem Chorherrn und Pfalzgraphen Johann Heinrich könnten wir unsere der Familie Rahn gewidmete Skizze abschliessen. Doch drängt es uns, noch zwei seiner Nachkommen wenigstens kurz zu erwähnen. Zunächst seinen Sohn Johann Rudolf (1776—1835), Lehrer am Medizinisch-chirurgischen Institut und Arzt am Waisenhaus, und dessen Enkel Johann Rudolf (1841—1912), den ehemaligen feinsinnigen Vertreter der Kunstwissenschaft an unseren beiden zürcherischen Hochschulen.

Caesar Schoeller (1853—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1878).

Der am 1. Mai still zu Grabe getragene Caesar Schoeller¹⁾ wurde im Oktober 1853 als zweiter Sohn seiner beiderseits aus Düren in der preussischen Rheinprovinz stammenden Eltern in Breslau geboren. 1867 kam er im 14. Altersjahr nach Zürich, wohin sein Vater damals nach vorausgehender Erwerbung des Bürgerrechts aus politischen und wohl auch geschäftlichen Gründen übersiedelte, und trat in die dritte Klasse des untern Gymnasiums ein. Obwohl er 1869 in die technische Abteilung der Industrieschule übertrat, 1871 zum Chemiestudium an das eidgenössische Polytechnikum, blieb er doch mit den in jenen zwei Jahren gewonnenen Schulfreunden in stetem Kontakt, der sich vollends zu engerer Freundschaft mit allwöchentlichen Zusammenkünften, bescheidenen Jahresfestchen und Ausflügen gestaltete, als die meisten ehemaligen Genossen jener Klasse von ihren Studien- und Lehrjahren nach Zürich zurückkehrten. Namentlich von Schoeller angeregt, stifteten wir den Grundstock eines Reisefonds für die jetzigen Gymnasiasten. Wanderungen durch die schönen Täler und über die Bergpässe seines neuen Vaterlandes gehörten damals zu Caesars Vergnügen, wie das Rudern in dem von ihm mitbegründeten Ruderklub. Eine Zeit lang betrieb er auch den Reitsport; im schweizerischen Militär wurde er Genieoffizier und Oberleutnant der Verwaltungstruppen.

Trotz vorwiegender Verlegung auf die Naturwissenschaften hatte er doch vielseitiges Interesse für Geisteswissenschaften und Kunst. Neben einem mit mehreren Freunden gebildeten literarischen Kränzchen, das sich mit Uebersetzung klassischer Dramen aus allen erreichbaren Sprachen abgab, besuchte er häufig die Antiquarische Gesellschaft, die Künstler-Gesellschaft, die Rathausvorträge, Hochschulvereinsitzungen, wie er natürlich auch Mitglied des Vereins ehemaliger Polytechniker und der Naturforschenden Gesellschaft war, der er eine grosse Schenkung machte. So schloss er sich einer schönen Gewohnheit altzürcherischer Kaufleute und Industrieller an, die oft Verwunderung bei fremden Professoren erregt hat. Namentlich hegte er von seinen kunstsinnigen, feingebildeten Eltern her eine Vorliebe für Malerei, und erwarb zu einigen, schon im Besitze der Familie befindlichen Meisterwerken unseres Tiermalers Koller noch interessante Skizzen aus dessen Nachlass, unterstützte auch das Künstlerhaus und das Theater. Die etwa im Kameradenkreise gefeierten Festchen nahmen noch lebhafteren Aufschwung, als Schoeller 1881 sich mit einer ebenfalls aus Industriekreisen der Rheinlande stammenden jungen Dame verheiratete. Die liebenswürdige Rheinländerin bildete nicht nur eine treffliche Ergänzung zu Caesars stillem und ruhigem Wesen, sie fand sich auch in den aus so verschiedenen Verhältnissen hervorgegangenen Kameradenkreis sehr leicht ein. Sie verlieh den Zusammenkünften einen lebhafteren Ton durch ihr geselliges, musikalisches und namentlich dramatisches Talent. Dass sie auch dem grössten Ernst des Lebens gerecht zu werden vermochte, zeigte ihre liebevolle und nie ermüdende Pflege bei

¹⁾ Mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Redaktion abgedruckt aus der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 12. Mai 1918.

der letzten langen Krankheit ihres Gatten. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor.

An seinem Interesse für Geisteswissenschaften wurde er auch nicht verhindert durch seine vorwiegend naturwissenschaftliche Weltanschauung. Die darwinistische Richtung im Sinne Häckels, deren Beginn mit Häckels Professur in Jena 1865 in die Jugendjahre Schoellers fiel, nahm Schoeller derart ein, dass er sich von Kirche und Religion persönlich fernhielt.

Die monistische Weltanschauung Schoellers war um so auffallender, als sein Vater, ein ebenso vielseitiger Mann, sich gerade für kirchliche Fragen sehr interessierte, mit den freisinnigen Zürcher Pfarrern Bion, Furrer, mit den deutschen Professoren der Theologie Volkmar und Ryssel verkehrte und selbst kirchenpolitische Abhandlungen verfasste, die 1881—1901 in der «Schweizerischen Theologischen Zeitschrift» erschienen. Schoeller hat mir einmal angedeutet, er sei mit den theologischen Liebhabereien seines Vaters nicht recht einverstanden, aber zu irgend einem Konflikt zwischen Vater und Sohn ist es deswegen nie gekommen. Ohne jeden Widerspruch, ja mit Anerkennung des Unterrichts hatte sich der Sohn von dem mildfreisinnigen Pfarrer Furrer konfirmieren lassen, wie er auch seine Kinder kirchlich taufen und trauen liess. Schliesslich ist doch Vater und Sohn eine Richtung auf Geistesdamals zu Caesars Vergnügungen, wie das Rudern in dem von ihm mitging mehr eigene Wege, z. B. auch in dem Versuch, die Arbeiter am Gewinn zu beteiligen; der Sohn hat sich in frühester Jugend einer neuaufgekommene Weltanschauung angeschlossen.

Schwer fiel es ihm auch, und ist doch ebenso streitlos verlaufen, dass er statt des in seinem Wunsche liegenden Abschlusses seiner Chemie- und andern Naturwissenschafts-Studien und einer mehr mit wissenschaftlicher Forschung vereinbarten Laufbahn einen Teil des weitverzweigten väterlichen Geschäftes übernehmen musste. Nach einer der Wollindustrie gewidmeten Lehrzeit in England und Reims um 1875—77 übernahm er 1878 die Leitung der Wollfärberei beim Hardturm wie auch die Strickgarnspinnerei in Schaffhausen, nicht nur ohne Widerstreben und fortdauernde Abneigung, sondern mit solcher Energie, dass er «beide Unternehmungen aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Ausdehnung brachte».

Seit dem Tode des Vaters wandte er sein Interesse noch einem von diesem gegründeten Plantageunternehmen in Afrika zu, das er lediglich durch seine zähe Ausdauer nach Ueberwindung zahlreicher Misserfolge erst wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges zu einer gedeihlichen Entwicklung brachte. Es war für ihn ein harter Schlag, diesen Erfolg jahrelanger Arbeit durch Eintritt des jetzigen Krieges wieder in Frage gestellt zu sehen. Seine Erkrankung im Januar 1915 nötigte ihn zum sofortigen Rücktritt vom Geschäfte und führte trotz scheinbaren besseren Wendungen nach 3¼ Jahren zum Tode.

Ein reiner und grundguter Mensch, der seine reichen Mittel zu wohlthätigen, gemeinnützigen, kunstfreundlichen und wissenschaftlichen Zwecken mit reger Anteilnahme und vielem Verständnis anwendete, und dessen wenig sinnlich angelegter Natur nichts Frivoles oder gar irgendwie Unmoralisches anhaftete, liefert er wohl einen schlagenden Beweis dafür, dass sittliche Reinheit und Tugend, menschenfreundliche Güte und Wahr-

heitsliebe auch mit einer unkirchlichen Gesinnung verbunden sein können. Vielen Bedrängten hat er nicht nur mit Geld, sondern auch mit Stellenversorgung verständnisvolle Hilfe geleistet, «der Besserung der Lage der ihm unterstellten Arbeiterschaft ein reges Verständnis entgegengebracht und sich besonders für gute Wohnungsverhältnisse seiner Arbeiter interessiert».

Unter den schon erwähnten Förderungen wissenschaftlicher Institute brachte unserm Freund in den letzten Jahren seine Schenkung an das phylogenetische Institut in Jena eine ungeahnte Anerkennung mit Verleihung des Dokortitels *honoris causa*, und verschaffte ihm so in einer auch bei schweizerischen Fakultäten schon mehrfach vorgekommenen Weise einen ehrenvollen Ersatz für die einst durch Geschäftsnotwendigkeit vereitelte Erwerbung des gewöhnlichen Dokortitels.

Vale anima pura et candida! könnte ich ihm nachrufen, wenn der Verstorbene die alten Sprachen mehr geliebt hätte; so wähle ich lieber das Wort des norddeutschen Dichters: «Ja, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr.»

P. Schweizer.

Oscar Wyss (1840—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1883).

Am 1. Mai ist Professor Dr. Oscar Wyss¹⁾ gestorben. Mit ihm ist ein allgemein verehrter Mann dahingegangen, der sich als Arzt, als akademischer Lehrer und als Hygieniker sehr grosse Verdienste erworben hat.

In Dietikon am 17. August 1840 geboren, siedelte Oscar Wyss mit seinen Eltern nach Affoltern a. A. und 1846 nach Otelfingen über, wo er die Primarschule besuchte. Sein Vater ist viele Jahre lang in Otelfingen als Arzt tätig gewesen. Nach bestandener Maturitätsprüfung bezog O. Wyss 1858 die Universität Zürich; er studierte Medizin unter den bekannten Professoren Hermann von Meyer, H. Frey, Moleschott, Griesinger, dem er die gemeinsam mit Bock herausgegebene Monographie über Rückfallfieber widmete, Billroth, Horner, Cloetta, Breslau u. a. 1862 promovierte er mit einer Dissertation «über Septicämie» und gleich nach abgelegtem Staatsexamen trat er eine ihm angebotene Assistentenstelle an der medizinischen Klinik in Breslau bei Lebert an. Er arbeitete teils im Laboratorium, teils am Krankenbett; von Anfang an widmete er sich mit besonderer Vorliebe der pathologischen Anatomie; die Verbindung der klinischen mit der pathologisch-anatomischen Arbeit bildete zeitlebens die Grundlage für seine praktische, wie für seine wissenschaftliche Tätigkeit.

Das Kriegsjahr 1866/67 bot ihm Gelegenheit, sich mit den Kriegseuchen und mit der Epidemiologie eingehender zu befassen. O. Wyss besorgte damals in Breslau, weil alle disponiblen Aerzte auf dem Kriegsschauplatz tätig waren, gleichzeitig die medizinische, die chirurgische Klinik, die Abteilung für Infektiöse und noch ein Lazarett für verwundete Oesterreicher. 1867 erfolgte die Habilitation in Breslau und die Uebernahme der ebenfalls unter Lebert stehenden medizinischen Poliklinik.

¹⁾ Mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Redaktion abgedruckt aus der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 27. Juni 1918.

Nach einem längern Aufenthalt in Prag und in Wien kehrte er 1869 nach Zürich zurück; kurz nach seiner Rückkehr wurde er als Nachfolger Golls zum Direktor der medizinischen Poliklinik und zum ausserordentlichen Professor an der Universität ernannt. In seinem neuen Wirkungskreis waren u. a. Ulrich Krönlein, Hans von Wyss und Ritzmann seine ersten Schüler. 1874 wurde ihm die Leitung des neu eröffneten Kinderspitals übertragen, wo er Gelegenheit hatte, die pädiatrische Klinik abzuhalten; 1878 übernahm er auch die propädeutische medizinische Klinik und gab die medizinische Poliklinik auf. Einige Jahre später, 1883, erfolgte die Ernennung zum ordentlichen Professor für Hygiene und zum Direktor des neu geschaffenen Hygiene-Instituts der Universität; an der Einrichtung des Instituts und an dessen Sammlung hat er mit grossem Fleiss und Aufopferung gearbeitet. Volle 41 Jahre lang, 1869—1910 hat Herr Professor O. Wyss als Lehrer an der Universität gewirkt; eine grosse Anzahl von Aerzten hat er während dieser Zeit herangebildet; seine Schüler sind in der ganzen Schweiz und auch im Ausland zerstreut; er war zweimal Dekan der medizinischen Fakultät und 1894/1896 Rektor der Universität Zürich.

Die Lehrtätigkeit des Dahingegangenen war eine mannigfaltige: neben der medizinischen Poliklinik, der propädeutischen und seit 1874 der pädiatrischen Klinik hat er Vorlesungen über Hygiene, über Pathologie und über Toxikologie abgehalten.

Zahlreich sind seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Es reihen sich über 200 Doktordissertationen an, die unter seiner Leitung entstanden sind. Während seiner sechsunddreissigjährigen Tätigkeit am Kinderspital hat er die Mehrzahl der Sektionen selbst ausgeführt mit einer bewundernswerten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Das grosse Material, das er sich am Sektionstisch verschaffte, untersuchte er auch histologisch; die Ergebnisse liess er von seinen Schülern veröffentlichen. Professor Wyss war kein hinreissender Lehrer; er war aber ein äusserst gewissenhafter Forscher und Dozent, der sich eine gewissenhafte erschöpfende Untersuchung und Darstellung zur Pflicht machte: seine Arbeiten und seine Vorträge lieferten stets den Beweis für seine Gründlichkeit.

Die Vielseitigkeit seiner medizinischen und wissenschaftlichen Kenntnisse, die äusserst gründliche Untersuchung am Krankenbett, verbunden mit einem warmfühlenden Herzen und mit einem treuen Gedächtnis für seine Patienten, erklären seine ausserordentlichen Erfolge als Arzt und als Konsiliarius. Seine Patienten verehrten ihn; auch war ein jeder Kranke, der sich ihm anvertraut hatte, sein Freund. Herr Professor Wyss war kein Spezialist, sondern ein Kliniker im wahren Sinne, der die verschiedenen Untersuchungsverfahren beherrschte und anwandte.

In der Oeffentlichkeit hat sich der Verstorbene namentlich hervorgetan bei der Behandlung von Fragen, die das allgemeine Wohl betrafen. Jahrzehntlang gehörte er der Hygienekommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft an; er ist Mitbegründer und bis zu seinem Tode eifriges Mitglied der Schweizerischen Tuberkulosekommission gewesen. An der Gründung der Zürcher Lungenheilstätte in Wald hat er ein Hauptverdienst, die Bekämpfung der Tuberkulose hat ihn fortwährend beschäftigt. Er sass im Sanitätsrat des Kantons und im Gesundheitsrat

der Stadt Zürich. Die Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich und die Zürcher Gesellschaft für wissenschaftliche Gesundheitspflege ernannten ihren langjährigen Präsidenten zum Ehrenmitglied.

1910 sah sich Professor W y s s veranlasst, aus Gesundheitsrücksichten vom Lehramt und vom Kinderspital zurückzutreten. Im gleichen Jahr wurde er bei Anlass seines 70. Geburtstages von seiten der Universität der medizinischen Fakultät und seinen zahlreichen früheren Assistenten durch Dankadressen und Widmungen gefeiert; diese Feier hat ihm grosse Freude bereitet.

In seinem schönen Wohnsitz in Wollishofen, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, hat Professor W y s s seine letzten Jahre verbracht. Sein Lebensabend wurde durch qualvolle Leiden getrübt. Der Tod kam als Erlösung. Ein Arzt im edelsten Sinne des Wortes ist mit Professor W y s s dahingegangen. Ein überreiches Leben voll gewissenhafter, intensiver Arbeit und aufopfernder Nächstenliebe hat seinen stillen Abschluss gefunden. Ehre seinem Andenken. W. S [i l b e r s c h m i d t].

Frederic Pearson Treadwell (1857—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1894).

Am 24. Juni 1918 starb Professor F. P. T r e a d w e l l,¹⁾ der berühmte Vertreter der analytischen Chemie an der Technischen Hochschule in Zürich. Nach kurzer Krankheit wurde er durch einen Herzschlag dahingerafft, mitten aus voller Arbeit und Schaffensfreudigkeit.

Frederic Pearson Treadwell, geboren am 5. Februar 1857 in Portsmouth in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entstammt einer alten, amerikanischen Seemannsfamilie. Sein Grossvater mütterlicherseits, Admiral Pearson, war zurzeit des Präsidenten Lincoln Hafenkommendant von Boston. Der Vater, ein Handelsschiffskapitän, gewann auf seinen Reisen besondere Verehrung für Europa. Er brachte daher den jungen Sohn nach Vevey und liess ihn dort die Schulen besuchen. Später schickte er ihn nach Gotha zur Erlernung der deutschen Sprache. In Gotha zeigte sich zuerst Treadwells hervorragende Begabung für Naturbeobachtung und für Mathematik. In den Jahren 1875 bis 1878 studierte er in Heidelberg, wo Bunsen, Kirchhoff, Kopp und Quincke seine Lehrer waren. 1878 promovierte Treadwell bei Bunsen summa cum laude und war dann noch während drei Semestern Vorlesungsassistent bei seinem grossen Lehrer, für den er eine kindliche Zuneigung hegte. Er verehrte ihn zeitlebens wie einen Vater; hatte er von ihm doch die entscheidenden Anregungen für seinen Lebensberuf empfangen. Die Erinnerung an die Heidelberger Jahre hat Treadwell stets hoch gehalten; gerne erzählte er in Freundeskreisen davon, wobei er die Gestalten Bunsens, Kopp und Kuno Fischers, des berühmten Philosophen, mit köstlichem Humor umstrahlte. Es bereitete Treadwell denn auch eine besondere Freude, als wir ihm vor einigen Jahren, auf einer Studienreise begriffen, aus Alt-Heidelberg einen Gruss

¹⁾ Mit freundlicher Erlaubnis von Verfasser und Redaktion abgedruckt aus der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 11. Juli 1918.

und ein Bild sandten, das Studierende und Lehrer der Chemieabteilung der Zürcher Technischen Hochschule vor dem Bunsendenkmal stehend zeigte.

Neben seinen chemischen, besonders analytischen Studien hat sich Treadwell in seiner Heidelberger Zeit eingehend und mit grossem Verständnis in die klassischen Arbeiten von Maxwell und von Clausius über die mechanische Wärmetheorie vertieft. Mit Begeisterung eignete er sich dieses Gebiet der theoretischen Physik an und hat es gut beherrscht. Besondere Neigung hatte er auch für Mineralogie und Krystallographie. Diese führte ihn für kurze Zeit nach Göttingen, wo er Assistent eines der bedeutendsten Vertreter dieser Fächer, des Prof. Klein war.

Im Jahre 1881 kam Treadwell nach Zürich. Er trat zunächst als «Auditor» in das damalige Polytechnikum ein, um unter Viktor Meyers Leitung auf organisch-chemischen Gebiete zu arbeiten. Er stellte dabei den ersten Vertreter der Gruppe der Ketine dar, die Viktor Meyer später Aldine nannte, und die jetzt meist als Pyrazine bezeichnet werden. Im gleichen Jahre noch, 1881, wurde Treadwell die Stelle eines ersten Assistenten für das analytisch-chemische Praktikum in Meyers Laboratorium übertragen. Er erhielt gleichzeitig als Nachfolger Michlers, der nach Brasilien reiste, einen Lehrauftrag für die Vorlesung über analytische Chemie an der chemischen Abteilung. Dank der trefflichen Schulung beim Altmeister Bunsen und der eigenen, mit Fleiss gepaarten Begabung konnte Treadwell schon damals als einer der besten Kenner der analytischen Chemie gelten. Er bewährte sich denn auch in seiner neuen Stellung aufs glänzendste. Viktor Meyer, der in jener Zeit auf der Höhe seines Schaffens und Ruhmes stand, schrieb 1882 an Baeyer: «Ich habe jetzt an Treadwell eine ganz unschätzbare Hilfe. Er ist ganz vorzüglich und betreibt die Mineralanalyse mit Leidenschaft, zugleich hält er gute Vorträge über analytische Chemie. Ich hoffe, dass er einen tüchtigen Dozenten abgibt.»¹⁾ Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht. Schon 1884 wurde dem jungen Dozenten als auszeichnende Anerkennung der Professorentitel verliehen.

Treadwell war ein vortrefflicher Lehrer, klar und bestimmt im Ausdruck. Was er in seinen Vorträgen über analytische Chemie brachte, war der Ausfluss seiner eigenen Laboratoriumserfahrung. Arbeitsweisen, die ihm irgendwie Zweifel erregten, liess er aufs genaueste durcharbeiten und spürte allen Umständen nach, die Fehler bewirken konnten. Schon im zweiten Jahr seiner Dozententätigkeit gab er, zusammen mit Viktor Meyer, seine «Tabellen zur qualitativen Analyse» heraus. Sie wurden 1882 zuerst als Manuskript gedruckt und sind dann seit 1884 in acht Auflagen im Buchhandel erschienen.

Seine Lebensarbeit aber hat Treadwell niedergelegt in seinem «Kurzen Lehrbuch der analytischen Chemie in zwei Bänden». Dieses Buch hatte einen beispiellosen Erfolg. Es ist entstanden aus autographierten Nachschriften seiner Vorlesungen, die 1885 durch die Studierenden herausgegeben wurden. 1899 erschien der erste Band, Qualitative Analyse, im Buchhandel, die 8. Auflage kam 1914. Vom zweiten Band, die Quantitative

¹⁾ R. Meyer, Viktor Meyer, Leben und Wirken, S. 136.

Analyse enthaltend, mussten von 1901 bis 1917 sieben Auflagen veranstaltet werden. Schon in der ersten Vorrede ist der Grundsatz ausgesprochen, dass nur solche Methoden beschrieben werden sollen, die der Verfasser aus eigener Erfahrung kenne. Dies war schon damals bei der Mehrzahl derselben der Fall. Seither hat er alle die Arbeitsweisen unermüdlich nachgeprüft oder durch seine Mitarbeiter nachprüfen lassen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind zum Teil in den «Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft», in der «Zeitschrift für anorganische Chemie», der «Zeitschrift für angewandte Chemie» und in Doktordissertationen seiner Mitarbeiter niedergelegt. Der grössere Teil aber wurde jeweilen in die Neuauflagen seines Buches verarbeitet. Dadurch hat dieses Werk eine kaum zu übertreffende Zuverlässigkeit gewonnen, die es hoch erhebt über viel umfangreichere, blosse Zusammenstellungen.

Die analytische Chemie ist angewandte Chemie, Hilfsmittel der Technik zur Wertbestimmung von Rohstoffen oder von Erzeugnissen der Industrie. Oder sie dient anderen Wissenschaften zur Ermittlung des Gehaltes der Stoffe an irgendwelchen Bestandteilen. Treadwell hat durch manche seiner Arbeitsverfahren die Genauigkeit der Bestimmungen über das Maß hinaus gesteigert, die für jene praktischen Zwecke erforderlich ist. Er hat dadurch die Analyse in vielen Fällen zum Selbstzweck gestaltet und damit den Lernenden ein vortreffliches Mittel zur Erziehung zu genauer Beobachtung und zu gewissenhaftestem Arbeiten geboten. Bei der Veranstaltung der zahlreichen neuen Auflagen des Buches hatte sich Treadwell auch der Mithilfe seiner Familienglieder zu erfreuen. Seine Gemahlin, die in Zürich Medizin studiert hatte, sowie seine beiden Söhne lasen die Korrekturen und betätigten sich zum Teil auch an der Gestaltung des Inhaltes. Ein Zeichen für ein ungetrübbtes, schönes Familienleben, das ihm bis zu seiner letzten Stunde beschieden war.

Im Jahr 1893, als Eugen Bamberger auf den Lehrstuhl für allgemeine Chemie berufen wurde, schuf man für Treadwell eine ordentliche Professur für analytische Chemie. Neben die Vorlesungen über qualitative und quantitative Analyse reihten sich noch solche über Sondergebiete, wie technische Analyse, Gasanalyse, Probierkunde, ferner eine zahlreich besuchte und mit zahlreichen Diplomprüfungen gesegnete über allgemeine Chemie für Maschineningenieure und Bauingenieure. In den Jahren 1905—1909 und von 1913 bis zu seinem Tode amtierte Treadwell als Vorstand der Chemischen Abteilung der Eidg. Technischen Hochschule. Er war ein wohlwollender Berater der Studierenden, der in Prüfungsangelegenheiten und auch bei Verfehlungen der Jugend gegenüber gern väterliche Milde walten liess.

Es konnte nicht ausbleiben, dass an den gewiegten Analytiker, dessen Ruf durch sein Buch rasch in die Welt hinaus getragen wurde, auch zahlreiche Aufgaben praktischer Art herantraten. Die Technik nahm ihn mit vielerlei, namentlich schwierigen Aufträgen häufig in Anspruch. Bei umfangreichen neuen Analysen vieler Heilquellen, wie der von Baden, St. Moritz (neues Stahlbad, Funtauna Surpunt) und manch anderer, hatte er Gelegenheit, seine Kunst der Bestimmung in kleinsten Mengen vorhandener Bestandteile zu bewähren. Gleichzeitig erweiterte er dabei seine Kenntnis des Landes, dessen Bürger er 1905 wurde, als die Stadt Zürich

ihm das Bürgerrecht verehrte. Er liebte dieses Land und hat namentlich seine Gebirgswelt in jungen Jahren als eifriger Bergsteiger durchstreift. Noch in seiner Todesstunde hat er von seinen Bergfahrten mit Humor erzählt. Auch anderem Sport war er zugetan; er hat dabei seine angelsächsische Herkunft nicht verleugnet. Er war ein sicherer Schütze und ein vortrefflicher Billardspieler.

Treadwell war kein einseitiger Gelehrter, sondern ein harmonisch gebildeter Mensch, dem nichts Menschliches fremd war. Als untadeliger Charakter, mild im Urteil und stets liebenswürdig im Umgang, hat er wohl keine Feinde gehabt. Er hat ein beneidenswert schönes Leben gelebt. So wird er in unserer Erinnerung fortleben und stets unvergessen bleiben, allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen. E. Bosshard.

Traugott Wartenweiler (1853—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1895).

Ein weitbekannter Schulmann,¹⁾ Traugott Wartenweiler, Sekundarlehrer in Oerlikon, schied nach 45 Dienstjahren am 8. Oktober an einem Hirnschlag dahin. Er war 1853 als Lehrersohn zu Mühlebach im Thurgau geboren. Nach seiner Seminarzeit in Kreuzlingen wirkte Wartenweiler kurze Zeit als Primarlehrer in seinem Heimatkanton, dann kam er an die Lehramtsschule Zürich und wurde 1886 Sekundarlehrer in Bülach. 1894 berief ihn die Gemeinde Oerlikon an ihre rasch aufblühende Sekundarschule. Die Naturwissenschaften, insbesondere Physik und Chemie, waren seine Lieblingsgebiete. Er hatte praktisches Geschick und verstand es, einfache Apparate herzustellen, um physikalische Erscheinungen klar zu machen. Das Kapitel Bülach verdankte ihm manche Anregung und ermunterte ihn, seine Demonstrationen auch anderwärts vorzuführen, was er in Einzelvorträgen oder in Kursen (Winterthur), selbst über den Kanton hinaus (Thurgau), stets bereitwillig und gefällig übernahm. Mancher Lehrer der Sekundarschule ist ihm für seine Veranschaulichungsmittel und Ratschläge für einfache Gestaltung des Physikunterrichtes dankbar. Mit dem «chemischen Praktikum», das er seiner Zeit in der Schweiz. Pädagogischen Zeitschrift veröffentlichte, vermaß er sich fast in seiner Kraft; der Stoff ging über das in der Sekundarschule Mögliche hinaus. Während jener Publikation machte er sich an eine Preisarbeit über das Zeichnen. Die reiche Anregung, die er von den grossen elektrischen Geschäften seiner Gemeinde erhielt, führte ihn immer mehr auf das Gebiet der Elektrizität. Handwerks- und Gewerbevereine weit in der Schweiz herum liessen sich von ihm darin aufklären, und als Lehrer an der Gewerbeschule unterrichtete er die Lehrlinge in seinem Lieblingsfach. In den letzten Jahren beschäftigte ihn besonders die Chemie. Ein Lehrmittel, das er in Arbeit hatte, vermochte er indes nicht mehr zu vollenden; sicher hätte er darin den chemischen Unterricht auf ein praktisches Arbeitsprinzip gestellt. Wie in Bülach, so nahm sich Wartenweiler in Oerlikon gern gemeinnütziger Bestrebungen an; als Mitglied oder im Vor-

¹⁾ Mit freundlicher Erlaubnis von Verfasser und Redaktion abgedruckt aus der «Schweizerischen Lehrerzeitung», Jahrgang 63, Nr. 45 vom 9. November 1918.

stand von Vereinigungen war er stets hilfs- und dienstbereit. Für ein Sängerkonzert in Oerlikon verfasste er das Festspiel, das unter seiner Leitung mit grossem Erfolg aufgeführt wurde. In der Schule war er mit ganzer Seele, pflichteifrig, unermüdlich bis ans Ende. Viel Frohsinn und guter Humor begleitete ihn durch Schule und Leben. Als Spuren menschlicher Hinfälligkeit sich zeigten, überwand er sie mutvoll. Muße und Schonung kannte er für sich nicht. Seinen Wunsch, rasch von hinnen scheiden zu können, hat ihm das Geschick erfüllt. Aus voller Arbeit hat ihn der Tod hinweggenommen, wie es nur Glücklichen beschieden ist.

Paul Hefti (1879—1918, Mitglied der Gesellschaft seit 1910).

In der Morgenfrühe¹⁾ des 30. Oktober starb in Bülach im Alter von 40 Jahren an Grippe-Lungenentzündung Forstmeister P. Hefti, der Forstmeister des VI. zürcherischen Forstkreises. In Forstmeister Hefti verliert der Kanton Zürich einen hervorragend tüchtigen Forstbeamten, die Schweiz einen tatkräftigen, unermüdlichen Förderer forstlicher Bestrebungen.

Paul Hefti, 1879 in Zürich geboren, trat im Herbst 1897 nach bestandener Maturitätsprüfung in die Forstschule des Eidg. Polytechnikums ein. Die Wahl des forstlichen Berufes entsprach seiner Veranlagung — Hefti war Idealist und ein begeisterter Freund der Natur — in weitgehendem Maße. In seiner spätern Berufstätigkeit fand er denn auch stets hohe Befriedigung. Nach Absolvierung der Forstschule und des vorgeschriebenen Jahres forstlicher Praxis erlangte er im Herbst 1901 nach abgelegter Staatsprüfung das eidg. Wahlfähigkeitszeugnis zur Bekleidung einer höhern Forststelle. Hefti betätigte sich zunächst in verschiedenen Kantonen mit forsttaxatorischen Arbeiten. Er stand kurze Zeit als technische Aushilfe auch im Dienste der Eidg. Zentralanstalt für forstliches Versuchswesen. Von 1905 an bekleidete er die Stelle eines Adjunkten beim Kantonsforstamt Baselland und 1907 erfolgte seine Wahl zum Forstadjunkten des kantonalen Oberforstamtes in Zürich. Damit trat Hefti freudigen Herzen, in Erfüllung eines von ihm längst ersehnten Wunsches, in den Dienst seines Heimatkantons, dem er in der Folge bis zu seinem frühen Tode in vorbildlicher Weise, gewissenhaft und mit grosser Fachkenntnis diente.

1911 wurde Hefti als Nachfolger des verstorbenen Forstmeisters von Orelli zum Forstmeister des VI. Forstkreises, umfassend den Bezirk Dielsdorf und den grössern Teil des Bezirkes Bülach, gewählt. Eine arbeitsreiche und schwierige, aber dankbare Aufgabe eröffnete sich damit dem strebsamen, mit reichen Gaben des Geistes und Charakters ausgerüsteten jungen Forstmanne, galt es doch, mit den altüberlieferten, bei den Waldbesitzern eingefleischten Anschauungen und Methoden des Kahlschlagbetriebes zu brechen und die Wirtschaftsführung allmählich auf neue, naturgemässere Bahnen zu leiten. Mit zähem Eifer und grosser Arbeitsfreudigkeit machte sich unser Freund an die neue Aufgabe, die er, wäre ihm das Schicksal günstig gewesen, in absehbarer Zeit sicher restlos gelöst hätte. Während seiner verhältnismässig sehr kurzen Wirksam-

¹⁾ Mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Redaktion abgedruckt aus der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 6. November 1918.

keit als Forstmeister lassen sich denn auch bereits bedeutsame Anfänge einer verbesserten Bewirtschaftung der ausgedehnten Gemeindewaldungen seines VI. Forstkreises erkennen. Fortschritte, die um so höher anzuschlagen sind, als sie erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten zu erreichen waren. Ein weitumfassendes fachliches Verständnis, entschlossene Willenskraft, gleichzeitig aber auch ein taktvolles Auftreten im Verkehr mit den die Interessen des Waldbesitzes vertretenden Gemeindebehörden — alles Eigenschaften, über die der Verstorbene in besonderem Maße verfügte — befähigten ihn zu der bemerkenswert raschen Förderung des angedeuteten Wirtschaftszieles. Es ist zu hoffen, dass sich ein Nachfolger findet, der das begonnene Werk Heftis in seinem Sinn und Geiste weiterführt.

Seit zwei Jahren besorgte Forstmeister Hefti neben seiner angestregten Amtstätigkeit in vorzüglicher Weise auch die Redaktion der «Schweiz. Zeitschrift für Forstwesen». Die schweizerischen Forstleute sind ihrem verstorbenen Kollegen zu grossem Danke verpflichtet, dass er sich bereit erklärte, die Redaktion ihres Fachorgans zu übernehmen. Für einen in der Praxis stehenden Forstmann war es keine leichte Aufgabe, und seine Bereitwilligkeit ist ihm um so höher anzurechnen, als sie in eine Zeit fiel, da, bedingt durch die Kriegsverhältnisse, an die Tätigkeit der Forstbeamten ganz neue, arbeitsreiche Aufgaben herantraten.

In der berührten, vielseitigen Tätigkeit erschöpfte sich die grosse Arbeitskraft Heftis noch nicht. Die notwendige, zeitgemässe Forderung unseres Forstwesens in organisatorischer und technischer Hinsicht lag ihm am Herzen und er suchte diesen seinen Bestrebungen durch gelegentliche Vorträge und fachliche Artikel in der Tagespress gerecht zu werden. Wir erinnern an die häufigen forstlichen Beiträge, die er der «N. Z. Z.» für ihr Beiblatt «Land- und Forstwirtschaft» zur Verfügung stellte. Kurz vor seinem Tode vollendete er eine, im Auftrage des Schweiz. Forstvereins verfasste grössere Arbeit, eine Denkschrift, die zum Zwecke hat, alle Kreise unserer Bevölkerung und insbesondere die Behörden und Waldbesitzer aufzuklären über die grosse ökonomische Bedeutung einer intensiven Bewirtschaftung unserer Waldungen. Er sollte die Drucklegung dieser bedeutungsvollen Schrift, die beredtes Zeugnis ablegt von seinem Können und Wissen, nicht mehr erleben. Unbewusst hat er sich mit dieser seiner letzten Arbeit selbst ein bleibendes Denkmal geschaffen. Auch die Schweiz. Forstwirtschaftliche Zentralstelle, die nächstens ins Leben gerufen werden soll, fand in Forstmeister Hefti einen unermüdlichen, tatkräftigen Förderer. Was der Verblichene endlich über seinen Forstkreis hinaus für das Forstwesen seiner engern Heimat geleistet hat, das werden ihm seine zürcherischen Kollegen nie vergessen.

Die Behörden und Waldvorsteherschaften des VI. Forstkreises, mit denen er seit sieben Jahren in regem amtlichen Verkehr stand, werden das Andenken ihres energischen, aber stets gerechten und wohlwollenden Forstmeisters, der ihnen in der Vollkraft seiner Tätigkeit entrissen wurde, sicher gleichfalls in hohen Ehren halten. Was er im Interesse ihres Waldbesitzes gewollt und geleistet hat, das wird in vollem Umfange ihnen erst später so recht zum Bewusstsein kommen.

Forstmeister Hefti war auch über seinen Beruf hinaus noch viel-

seitig tätig. Als eifriger Militär diente er seinem Vaterlande seit Kriegsbeginn verschiedentlich mit Hauptmannsgrad als Brigadeadjutant und Kompagnieführer. Seine Betätigung als angesehenes Mitglied der freisinnigen Partei fand in einem kurzen Nachruf der «N. Z. Z.» bereits angemessene Würdigung. Es erscheint als ein tragisches Schicksal, dass Forstmeister Hefti die nach dem Krieg bestimmt eintretende bedeutsame Fortentwicklung unseres Forstwesens nicht mehr miterleben durfte, nachdem er seit Jahren in diesem Sinne unentwegt und mit achtunggebietender Schaffensfreudigkeit und zäher Willenskraft gewirkt hat. Schmerzlich berührt sein früher Tod alle, die ihm im Leben näher gestanden und die seine trefflichen Eigenschaften als Forstmann und Mensch zu schätzen wussten. Für das Forstwesen unseres Landes bedeutet der Hinschied Forstmeister Heftis in den Jahren voller Schaffenskraft einen fühlbaren Verlust.

Am Tage vor Allerseelen trugen sie, was an unserm Freunde sterblich war, hinaus auf den stillen Friedhof seines Amtssitzes Bülach. Sein frischer Grabhügel bedeckte sich rasch mit zahllosen Blumen und Zweigen des Waldes, den er im Leben so begeistert geliebt und dessen Pflege er sich zu seiner freudigen, nun so jäh abgebrochenen Lebensaufgabe gemacht hat.

K. R [ü e d i].